

Geschichte einer Bombe.

31

Von Andreas Strug.

Es interessierte ihn vor allem, die psychologischen Prozesse kennen zu lernen, die sich in den Seelen der Kämpfer, welche täglich den Tod streiften, abspielten.

„Als Arzt und Psychiater bin ich auf eure seelischen Eigentümlichkeiten äußerst gespannt. In solchen Situationen, meine liebe Genossin, pflegen die psychologischen Erscheinungen mit unvergleichlicher Schärfe und Deutlichkeit aufzutreten. Was nützt es, wenn man sich mit euch nicht verständigen kann! Eure Leute verstehen und maskieren vor sich mir, spotten meiner ernstesten Bemühungen und machen sich mit einem Witz davon. Und doch könnte die Wissenschaft manches dabei profitieren . . .“

Kama kannte seine Manier, ließ mit einem Lächeln die Auseinandersetzungen über sich ergehen und antwortete irgend etwas, um den Psychologen zu mystifizieren. Sie hielt nicht viel von der ganzen Wissenschaft.

„Für wie lange lassen Sie mir dieses sympathische Etui da?“ fragte der Arzt beim Abschied.

„Seien Sie nicht so neugierig. Ich weiß es übrigens selbst nicht. Wenn befohlen wird, komm ich. — Auf Befehl.“

„Denn ihr wißt nicht Tag noch Stunde“ sprach der Arzt mit einem gewissen Zessinn.

„Den Tag mag sein, aber was die Stunde betrifft, so ist sie wie gewöhnlich zwischen acht und neun Uhr abends. Sollte es jedoch einmal anders kommen, so werden Sie morgens um acht Uhr einen Zettel durch einen Boten bekommen, der die Stunde bestimmt.“

„Bloß nicht diese Boten . . .“

„Wir haben jetzt unsere eigenen.“

Als Kama gegangen war, schloß sich der Arzt sofort in sein Kabinett ein, zog mit pedantischer Sorgfalt die Vorhänge vor die Fenster und stellte das ihm anvertraute Deposit auf den Schreibtisch.

Unschuldig und bescheiden stand die Bombe in ihrem hübschen Etui da. Niemand hätte vermutet, niemand wäre es auch nur im Traum eingefallen —

Der Arzt streckte sich auf dem Diwan aus, und nachdem er eine Zigarette angezündet hatte, begann er wiederzukauen, was täglich seine Gedanken beschäftigte: er dachte an sein Werk, das der Psychologie der Individuen und der Massen während der revolutionären Bewegung gewidmet war, doch die Gedanken rissen plötzlich ab und blieben hängen. Die sehr klaren Theorien erschienen ihm unzulänglich, das System ungeordnet, und viele scheinbar ergründete Erscheinungen wucherten unbekümmert fort und ließen sich nirgends einordnen. Der Arzt hatte wie jeder Schaffende seine guten und bösen Stunden. Heute wollte ihm nichts recht gelingen. Als Psychologe, der gewöhnt war, sich zu studieren und sich selbst zu den verschiedensten Untersuchungen zu gebrauchen, erkannte er bald die Ursache dieser ungewöhnlichen Verdunklung seiner Intelligenz. Er starrte lange auf den Gegenstand, der sich auf seinem Schreibtisch befand.

Dieses kleine Volumen wirkte mit seltener Kraft einen geheimnisvollen, unsähhlichen Einfluß auf den Psychiater.

Der Arzt war nicht feig. Diese Tatsache hatte er sich oft genug mit der ganzen Strenge des kühlen Forschers bestätigen dürfen; er fürchtete den Tod nicht, und war dessen sicher. Früher war er ein kühner, unerschrockener Bergsteiger gewesen, vor einem Jahr erst hatte er ein Duell mit einem guten Schützen, und war am Tage des Zweikampfes und auch am Tage vorher nicht nur bei voller Besinnung, sondern sogar bei gutem, durchaus nicht gekünsteltem Humor gewesen. Endlich leistete er der Revolution manchen gefährlichen Dienst.

Und dennoch, — so oft man ihm so ein Ding ins Haus brachte, begannen für ihn Stunden einer ungeheueren Erregung, die ihn zu völlig unbegreiflichen Handlungen trieb. In diesen Zeitabschnitten war der Psychiater nicht viel anders als seine Patienten, die er täglich im Krankenhaus besuchte — besonders die Nächte waren voller Schrecken.

Wenn er fragte, wie lange man die Bombe bei ihm ließe, fragte er damit zugleich, wie lange er sich würde quälen

müssen. Er war sich darüber klar und wußte voraus, was seiner wartete. Dennoch kam es nicht vor, daß er abgelehnt hätte, seine Wohnung herzugeben, eine Ausrede gesucht oder auch nur eine Miene verzogen hätte. Er nahm es an und basta.

In den Kreisen der Partei hatte er den Ruf eines durchaus zuverlässigen Mannes, was in den Zeiten der Revolution besonders bei jenen, die unmittelbar mit dem Kampf zu tun hatten, als sehr ehrenvoll galt: denn wer konnte seiner selbst sicher sein? Wem wäre sein Leben nicht lieb?

Der Arzt war überzeugter Revolutionär, doch machte ihm diese Ueberzeugung nicht viel zu schaffen. Sie war in ihm, er war ihrer Existenz sicher, und dabei blieb es. Er befaßte sich nicht damit, programmatische oder doktrinaire Untersuchungen anzustellen, es war ihm auch gleichgültig, was man in der Parteiliteratur schrieb, er las dergleichen Dinge nicht, und im Grunde war es ihm einerlei, worauf die Revolution abzielte.

Was im Lande zurzeit vor sich ging, und wozu auch er in seiner Weise beitrug, interessierte ihn als ein ungewöhnliches erschütterndes Schauspiel voller Ueberraschungen, Rätsel, Schauer. Er näherte sich diesen Dingen aus eigenem betruhten Willen, jedoch mit besonderen Absichten. Wenn er dabei der Revolution nützte, so war es nicht sein Verdienst. Darüber war er sich klar. Doch in dem Meere von Klarheit und Bewußtsein, in welchem er schwamm, gab es auch Untiefen und verdeckte Klippen.

So ein kleines Ding wie diese Dynamitbombe. . . .

Viele hatte der Arzt als ihr ständiger Bewahrer ihrer schon gesehen, und dennoch geschah jedesmal dasselbe.

Man sollte meinen, daß er sich daran hätte gewöhnen können.

Indessen —

Es war nicht die gewöhnliche, ordinäre Angst. Auf den Straßen trieben sich die Spitzel herum wie die Hunde, patrouillierten die Wachen; zu ihm kamen verdächtige Leute — jeden Moment konnte ihn die Polizei überrraschen. . . . Er wußte, was dann kam: Rathaus, Gewehrkolben, Untersuchung, Grün mit seinen Methoden, der Pavillon X, das Feldgericht — acht bis fünfzehn Jahre Zwangsarbeit — vielleicht der Strick! — Nein, das war es nicht, — es war etwas ganz anderes. Er wußte wohl, was ihm drohte, und fand sich als konsequenter Mensch damit ab. Er wußte auch, daß, wenn es ihn treffen sollte, er sich anständig betragen würde.

Ja, noch mehr, er hatte für alle Fälle verschiedene Fragen, Interessen und Probleme psychologischer Natur bereit, die ihm unter unglücklichen Umständen sein Los erträglich machen und den Umkreis seiner Erkenntnis bereichern sollten.

Es war auch nicht Angst vor einer zufälligen Explosion; denn er machte sich klar, daß es nur den Bruchteil einer Sekunde dauern konnte, nach welchem ein userloses Nichts folgen würde, und dies zu wissen genügte, um mit jenem gefährlichen Gegenstand ruhig in demselben Zimmer zu bleiben.

Was also war es?

Er sprang vom Diwan auf und schlich heimlich und leise, als wäre noch jemand im Zimmer, den er nicht wecken durfte, zum Schreibtisch. Das Etui war neu und noch kräftig nach Leder, der Umhängeriemen hing vom Schreibtisch herab und berührte den Boden. Vorsichtig wickelte ihn der Arzt um das Etui, stellte es ordentlich hin, stand da und starrte.

Der leblose Gegenstand machte sich nichts aus den durchdringenden Blicken, noch aus den subtilen Gedanken, noch aus den unmittelbaren Fragen, die an ihn gerichtet wurden. Er stand da, wo er hingestellt war, und wird in alle Ewigkeit so stehen bleiben, wenn man ihn nicht bewegt. Schmeißt du ihn zu Boden, so wird er alles ringsum mit der gleichen Energie zerreißen — gleichviel, ob es Büttel des Zaren, Kämpfer für die Revolution oder Passanten auf der Straße sind, alte, junge, gute und schlechte, kluge und dumme, bedeutende oder unbedeutende Menschen. Aus den Fenstern werden die Scheiben fliegen, und allgemeines Entsetzen wird entstehen.

Die Bombe wird im Chaos gewaltiger chemischer Reaktionen verschwinden. Rauch wird übrigbleiben, ein brenzliger Geruch und Fragmente der äußeren Hülle in den blutigen

Körpern der Wachen, Generale, Soldaten, Kämpfer, der Droschkenpferde und zufällig Vorübergehender.

Die Gedanken des Psychologen gerieten auf Irrwege und wurden immer weniger verständlich und immer ungewöhnlicher. Sie entstanden, wuchsen und erlangten die beharrliche Kraft irrfinniger Wünsche.

Etwas kaum Wahrnehmbares, etwas so Dünnes wie ein Haar, ein reines Nichts, trennte ihn davon, gewisse Einfälle, wie sie im Fieber entstehen, sofort auszuführen. Eine fremde Macht schob ihn, erhob seine Hand und befahl ihm, diesen schrecklichen Gegenstand zu berühren. Es schien, als sicherte jemand, der unsichtbar im Zimmer sich befand, darüber höhnisch. Durch seinen Kopf zogen durchaus ernsthafte und begründete Gedanken, voll von einer unerhörten Weisheit, die ihn blendete und zu dem Bekenntnis zwang: das ist die Wahrheit, das ist endlich die letzte Wahrheit! — Und diese Wahrheit war nichts anderes als dies: die Bombe zu ergreifen und mit Gewalt zu Boden zu schleudern. Dies mußte man tun, ohne zu zögern.

Als er die Bombe in den Händen hielt, schien sie ihm sehr schwer. Dies wunderte ihn. Als er sie in den Händen wog, kullerte es drinnen so unheilverkündend, daß der Arzt, von kaltem Schweiß übergossen, unbeweglich mit veragendem Atem stehen blieb.

In diesem Augenblick war er wieder der nüchterne, klare, bewußte Mensch, und begriff, daß er vor einer Sekunde noch irrfinnig war. Das erste Anzeichen der Ernüchterung war der Schrecken, die unerbittliche, niederdrückende, wirkliche Angst.

Die Hände zitterten, flogen, die Haare sträubten sich auf seinem Kopfe. Mit einer ungeheuren Anstrengung, als würde er die schwerste Last überwinden, stellte er das Etui auf den Schreibtisch zurück — heftiger, als er wollte. Ströme kalten Schweißes übergossen ihn. Er warf sich auf den Diwan.

Lange Zeit war nichts um ihn herum. Weder vor ihm, noch hinter ihm geschah etwas, noch konnte etwas geschehen.

Die Zeit hörte auf zu strömen und die Welt zu sein. Er fühlte sich selbst nicht mehr. Es war wundervoll und schrecklich zugleich.

Doch er schlief nicht — er lauschte wachsam.

Es war die Wachsamkeit einer toten Sache. Es schien ihm, als sei er ein Stein, ein Gerät, ein kosmisches Staubchen. Es konnten Jahrhunderte und Jahrtausende an ihm vorbeiziehen. Seine Geduld langweilte ihn nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Sibirische Typen.

2. Der wandernde Ansiedler.

Hier ist hauptsächlich vom politischen Deportierten im Norden des Gouvernements Irkutsk die Rede, einer Gegend, in die gemeine Verbrecher nur ausnahmsweise geschickt werden. Und als „ständig wandernd“ kann man ihn mit vollem Rechte bezeichnen, denn die moderne sibirische Deportation ist — ein krasser Widerspruch zum Worte Ansiedlung, Ansiedler — in dauernd flüchtigem Zustande. Nicht nur der Drang nach absoluter Freiheit, zurück in menschenwürdige Lebensbedingungen und in die Reihen der Genossen, nein, oft ist es einfach der Hunger, der dem Ansiedler den Wanderstab in die Hand drückt. Ohne einen Pfennig Geld in der Tasche, bloß im grauen Chalat und der entsehligen Wäsche darunter wird der Ansiedler in den Sommermonaten nach jahrelanger Haft in die halbwilden Gegenden Sibiriens hinausgeworfen. Wenn er noch dort in Rußland ein „zu Hause“ hat, Verwandte oder Bekannte, die gewillt und imstande sind ihn zu unterstützen, so werden doch Monate vergehen, ehe er Geld und Kleidung erhält. Und was bis dahin anfangen? Abwechselnd alle 2—3 Jahre werden die verschiedenen Gegenden Ost Sibiriens für die Deportation bestimmt. Kommt nun der Neuling in eine Gegend, wo schon (oder noch) Genossen sind, so ist er fürs erste natürlich nicht ganz hilflos, aber lange kann er den Genossen nicht zur Last fallen, denn die sind ja selbst meist halb hungrig. Die bei weitem meisten können begreiflicher Weise auf keine regelmäßige Unterstützung von Hause rechnen und die Verdienstsfrage steht daher in ihrer ganzen Strenge vor ihnen. Was für Verdienst gibt es nun in dieser ungaslichen Gegend für den mittellose Dastehenden.

Vor allem um den Hunger zu stillen, kann er in Flüsse Fische angeln, im Walde Beeren suchen und wenn ihm jemand eine Flinte leiht*) auf die Jagd gehen.

Woher aber Kleidung und Wohnung bezahlen? Wohl würde

*) Der ostsibirische Bauer geht unbewaffnet keine 100 Schritte von seiner Behausung weg. Selbst auf der Wiese und dem Acker hat er sein Gewehr auf der Schulter geladen.

in den ersten zwei Wintermonaten die Eichhörnchenjagd einen guten Verdienst abgeben, die hier zu Millionen geschossen werden, aber dazu ist schon ein gutes Gewehr, warme Kleidung und ein Hund notwendig, ferner Proviant für die ganze Jagdzeit, denn man muß die ganze Jagdperiode im Walde verbringen, hundert Kilometer weit von jeder menschlichen Wohnung. Auch machen die Bauern in der letzten Zeit schon Schwierigkeiten, und es ist schon vorgekommen, daß Ansiedler, die in den Wald nach Eichhörnchen gingen, nicht wieder zurückkehrten.

Zagelöhnerarbeit? Während des kurzen sibirischen Sommers brauchen die Bauern allerdings zuweilen Zagelöhner für die Feldarbeiten und zahlen dann eine Mark**) täglich mit Kostigung, aber ohne schützende Kleidung gegen die Mosquitos ist diese Arbeit außerordentlich schwer. Viele sind schon nach einem Arbeitstage krank, da Arbeitsgelegenheit selten und durch lange Haft entkräftete Stadtkinder überhaupt wenig tauglich dazu sind.

Am besten stehen selbstverständlich noch die Handwerker, besonders Schmiede, Schlosser, Tischler, zuweilen auch Schuster, die wenn auch kümmerlich genug sich noch durchschlagen können. Die übrigen aber müssen hungern und für sie beginnt vor allem die erste Periode des „flüchtigen Zustandes“.

Die sibirischen Dörfer sind, wie auch sonst wo, nicht alle gleich. Im Umkreise von 200—300 Kilometern gibt es immer ein größeres Dorf, wo ein reich gewordener Bauer oder Kaufmann eine Gerberei oder Leerdiederei hält, wo Beamten wohnen, eine Postanstalt ist usw. So einem größeren Dorfe strömen nun die arbeitslosen Ansiedler aus dem ganzen Umkreise zu, werden sofort von der Polizei abgefangen und per Schub zurücktransportiert, um schon am anderen Tage, wieder durch den Wald auf dem Rückwege zu sein. Das dauert so 2—3 Monate, bis die Polizei ihrer fruchtlosen Bemühungen satt wird und die Sache gehen läßt, wie sie eben geht. Nun zeigt sich aber die entgegengesetzte Seite der Medaille. Das gelobte Land erweist sich auch bald als überfüllt.**) Nun erst beginnt die zweite Welle, die Flucht ins Weite.

Es kommt verhältnismäßig selten vor, daß der Ansiedler***) sofort nach seiner Befreiung schon aus der Verbannung flieht. Selbst für diejenigen, die nach Sibirien mit dem festen Entschlusse kommen, so bald als möglich in die Außenwelt zurückzukehren, ist es nach langen Jahren Gefängnishaft zu verlockend, ein paar Monate auszurufen, freie Luft zu atmen, in Feld und Wald herumzutreiben und nicht gleich wieder neue Verhaftung und lange Jahre Gefängnis zu riskieren. Außerdem ist ja zur Flucht nach Rußland oder ins Ausland mit allen Vorsichtsmaßregeln und einigermaßen gesichertem Erfolge eine Summe von 200—250 R. nur genügend! Wie wenige können über eine solche verfügen? Wird man aber jenseits der sibirischen Grenze, sei es im europäischen Rußland oder im russischen Zentralasien abgefaugen, so hat man aufs neue drei Jahre Zwangsarbeiten.

Die meisten Ansiedler fliehen daher nicht ganz fort aus Sibirien, wenn der erste Freudentaumel der Freiheit vorbei ist und der Hunger unerträglich wird, sondern bloß nach den sibirischen Städten oder den Goldgruben im Walde, oder in die Berge. Der Aufenthalt ist dort wie dort verboten, vielen gelingt es aber, monatelang mit falschem Pässe unbehelligt dort zu verbringen und sogar erträglich zu verdienen. Früher oder später aber tritt die Verhaftung doch ein, und gewöhnlich, noch ehe die zu einer anständig garantierten Flucht aus Sibirien notwendige Summe zusammengespart ist, und dann beginnt das alte Lied: Zwei bis drei Monate dauert die Feststellung der Persönlichkeit, ebensoviel wird als Strafe für Verlassenen des Wohnortes bitriert und dann geht es per Schub mit der Lena-Partei wieder nach dem angewiesenen Dorfe zurück, um bald wieder zu fliehen. Da im Winter der Transport nach den Deportationsgegenden eingestellt ist, sind die im Herbst Verhafteten gut daran, denn sie haben zum Frühling ihre Strafe schon abgesehen, wer aber im Frühling verhaftet ist oder im Sommer, der muß bis zum nächsten Frühling im Gefängnis von Irkutsk oder Alexandrowsk sitzen. Es gibt unter den Ansiedlern solche, die die Hin- und Rückreise schon unzählige Male gemacht haben, aber die Hoffnung, die zur endgültigen Flucht notwendige Summe zusammenzuschaffen und, wie schon gesagt, der Hunger, treiben sie immer wieder auf die Walze.

Mancher Fluchtversuch endigt aber auch tragischer im finsternen sibirischen Walde. Im verflorenen Sommer beschloß z. B. Genosse Stankewitich sein Glück zu versuchen und wählte sich zu Reisegenossen zwei Brüder Grabowski, gemeine Verbrecher, die schon als Namenlose zum x-ten Male nach Sibirien gekommen waren, zu Reisefahrten in der Annahme, ihre Kenntnisse der örtlichen Verhältnisse würden ihm zu statten kommen. Unweit des Angarastromes im grauig schweigenden sibirischen Walde, der schon viel Blut gefressen hat, haben sie ihn umgebracht, beraubt und sind selbst spurlos ver-

*) Im Winter beträgt der Lohn beim Dreschen und Holzhacken 20—30 Pfennige.

**) Im Dorfe M., im Kreise Kirensk, Gouvernement Irkutsk, hatten z. B. im September letzten Jahres 12 Mann ständigen Verdienst und litten wenigstens keine Not, 21 arbeiteten als Zagelöhner unregelmäßig und verdienten 20—25 R. monatlich und 17 waren gänzlich arbeitslos.

***) Der offizielle Titel lautet wie für gemeine, so auch für politische Verbrecher: „Ein aller zivilen Rechte beraubter Verbannung-Ansiedler“.

schwunden. Erst nach einem Monat ist seine Leiche aufgefunden worden.

Aber solche Fälle schrecken niemanden ab. Die Gewalten, die den Anstebler durch Wald und Steppe, über Berg und Strom dorthin in die Außenwelt treiben, sind mächtiger als alle Angst vor wilden Tieren und Menschen, vor dem Tode und Gefängnis. Dort weit in der Ferne leuchtet der Stern der Freiheit, dort wohnen Gelassenen und Freunde, dort gibt es Leben, hier ist alles Tod.

Andreas Murin.

Das letzte Marionettentheater.

Am Silvesterabend ist in München „Papa Schmid“ gestorben, nachdem er sich vor kurzem zur Ruhe gesetzt hatte. „Papa Schmid“ hieß seit Jahrzehnten der Besitzer und Gründer des Münchener Marionettentheaters bei Alt und Jung. J. Schmid feierte am Anfang des vorigen Jahres seinen 90. Geburtstag, aber noch immer stand er rüstig seinem Unternehmen vor, das mehr als ein halbes Jahrhundert lang Dutzende von Kindergenerationen in jubelnde Begeisterung versetzt und auch anspruchsvolle Erwachsene oft entzückt hat. Schmid gründete sein Theater 1858 nach dem Vorbilde ähnlicher Miniaturbühnen in anderen bayerischen Städten. Sein Helfer war Graf Franz v. Pöckl, an den er sich kurzerhand mit der Bitte gewandt hatte, er, der beliebte Jugendschriftsteller, möge ihm doch gelegentlich für seine Marionettenbühne Stücke schreiben. Denn es gab zwar genug Kasperlbuden auf den Dulten (Jahrmärkten) und Stücke für sie, aber hier herrschte die ausgelassenste Roheit, ohne daß jemand gegen diese Gefahr für die Jugend aufgetreten wäre. Schmid hatte, also die beste Gelegenheit, die mißtrauischen oder gleichgültigen Behörden durch den Hinweis auf die zu pflegenden „Sittlichkeit und Religion“ zur Einwilligung zu bewegen. Daß die neue moralische Anstalt nicht verminderte, dafür sorgte vor allem Pöckl, der von vornherein betonte, es komme darauf an, der Jugend nur Gesundes und Frisches zu bieten, da eine etwas superfeine Sentimentalität ebenso schädlich auf die Gemüter wirkt als die Roheit des Dultkasperl, dem ich aber stets selbst als der aufmerksamste und teilnehmendste Zuschauer angehöre.“

Das Münchener Marionettentheater mußte sehr häufig seinen Standort wechseln. Immer wieder wurde es durch die Entwicklung der Großstadt aus seinem Heim vertrieben. Der Holzbau, in dem es seit 1885 untergebracht war, fiel 1900 den feuerpolizeilichen Bestimmungen zum Opfer, und man baute die Stadt München selber dem Papa Schmid ein steinernes Theater mit Säulenportal und allem Zubehör, in dem etwa 300 Personen sitzen können. Hier finden heute noch die Aufführungen statt, zu denen sich stets ein andächtiges Publikum von Kleinen und Großen versammelt. Nachdem der alte Schmid zurückgetreten ist, wird seine Tochter jetzt die Leitung des lebenden und toten Personals übernehmen. Das ist keine Kleinigkeit, denn wir haben es mit einem Theater zu tun, das an die tausend Personen beschäftigt. Sind auch die meisten nur süßhohe Puppen, so erfordert die Bedienung dieser Puppen und der Mechanik sowie das Sprechen und Singen der Rollen doch eine ganze Anzahl von tüchtigen und erfahrenen Kräften. Es handelt sich ja nicht um eine jener umherziehenden Kasperlbuden, deren hohle Puppen von unten her mit der Hand dirigiert werden, während der Dialog mit jeweils veränderter Stimme gesprochen wird. Solche Puppentheater waren es, die vor 200 Jahren eigentlich das deutsche Theater überhaupt repräsentierten, und der Münchener „Marionettenprinz“ Silberding, der die alten Volksfagen auf jene Weise lebendig erhalten half, war ein berühmter Mann. Aber viel komplizierter und kunstvoller sind jene Marionetten, die an Fäden von oben her gelenkt werden. Und wenn man diese Art Marionetten gelegentlich und mehr des Experiments halber auch sonstwo zu sehen bekommt, so ist doch das Münchener Marionettentheater längst die einzige feste Puppenbühne, und ihr Gedeihen inmitten der Kinosinflut ist doppelt erfreulich und erstaunlich. Jene Roheit und Sentimentalität, die Pöckl und Schmid mit so viel Geschick aus dem Puppentheater entfernten, grassiert jetzt in den Kinos, aber das Münchener Beispiel zeigt, daß die Marionetten sich sehr wohl neben dem Film behaupten und ihn vielleicht sogar etwas zurückdrängen könnten. Die Märchen- und Zauberstücke spielen im Kino so gut wie gar keine Rolle, obwohl im einzelnen zahlreiche Tricks gezeigt werden, deren verblüffende Wiedergabe den Gedanken nahelegt, es müßte den Filmfabrikanten leicht sein, die abenteuerlichsten Märchen zu inszenieren. Aber hier wirkt wohl zweierlei als Hindernis: Einmal das Fehlen des gesprochenen Wortes, und dieser Mangel, der ja überhaupt der Fluch des Kinos ist, wird bei den Märchen erst recht verhängnisvoll, weil sie so undramatisch frei, so ausgesprochen episch über Raum und Zeit hinauszuweisen, daß man irgendwelchen verbindenden Text gar nicht entbehren kann. Andererseits aber sind die meisten Märchen voll von Greuelstaten, deren naturalistische Wiedergabe eine rohe Sensation bedeuten würde. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man vor etwa einem Jahre den „Kunstfilm“ gesehen hat, der die Odyssee verfilmte. Wenn die Schilla die Gefährten des Odysseus verschlang, war die Sache noch ulkig, aber die Blendung des Polyphem konnte schon auf die Nerven fallen.

Leider findet eine Ausbreitung der Marionettentheater in eben dem ein Hindernis, was den Wert des Münchener Puppentheaters

ausmacht: in der hochentwickelten besonderen Technik. Nur eine Stadt mit so starker mimischer Tradition und so starker Ueberproduktion von Künstlern aller Art, nur München konnte in unserer Zeit solche Puppenspieler hervorbringen. Dazu kommt natürlich noch die Tradition im Publikum; aber die wäre am Ende nicht unbedingt erforderlich, um auch anderwärts die Marionettenbühne als Jugendtheater einzubürgern, das neben den rohen Schund des Kinos, dessen realistische Sensationen und verblüffende Possenreizeien auch auf die eigentlich märchenreife Jugend so stark wirken, eine edlere Unterhaltung stellen würde. Wie groß die Schwierigkeiten des Puppenspiels sind, lehrt ein Blick hinter die Kulissen. Die Figuren hängen an vier Fäden, die alle mit einer einzigen Hand gehalten und dirigiert werden. Kasperl, die Hauptperson fast aller dieser Stücke, hat sogar acht Fäden und entwickelt demgemäß eine außerordentliche Gelenkigkeit aller Glieder. Es gehört aber auch jahrelange Übung dazu, um die kleinen Schauspielerspieler so vollendet zu lenken, wie das bei Schmid geschieht. Kasperl tanzt, springt, kriecht, sitzt und steht auf den Händen mit derselben Sicherheit wie er geht. Natürlich kann der Dirigent des Kasperl nicht auch seine Worte sprechen, da er seine ganze Aufmerksamkeit der Gestikulation widmen muß. Sprecher seines Kasperl war Papa Schmid selber bis in die letzten Jahre hinein, und noch als völlig zahlloser Kreis sprach er kleinere Rollen mit großer Echtheit. Ebenso geschieht wie die Personen werden die Bühneneffekte geleitet, Beleuchtung, Donner, Blitz, Regen, Geistererscheinungen, Versenkungen usw. — alles ist da und funktioniert besser als an mancher Opernbühne. Kleine Kunstwerke sind auch die Puppen selber, deren Masken und Kostüme mit großer Sorgfalt hergestellt wurden. Man findet die ganze Gesellschaft im ersten Stockwerk des Gebäudes auf einem großen Boden. Hier hängen die tausend kleinen Mimen, Stück für Stück wie kleine Schinken in einem Saal gesteckt, damit der Zahn der Zeit sie nicht zu sehr mitnimmt. (Eine Methode, auf deren Einfachheit manche ausgepöbelte Naive neidisch sein dürfte.) Uebrigens sind auch hier oben die Herren von den Damen getrennt, und es geht das Gerücht, dies sei auf besonderen Wunsch eines bekannten Kultusministers geschehen, der für die Reinheit seiner Phantasie fürchtete. Ein zweites Stockwerk beherbergt Hunderte von Dekorationen für die kleine Bühne, die kaum einen Meter hoch und zwei Meter breit ist. Das Repertoire des Marionettentheaters zählt gegen 300 Stücke, von denen Pöckl allein 53 verfaßt hat. (Von seinen Puppenspielen ist übrigens bei Reclam eine Auswahl erschienen.)

Auch Vorstellungen für Erwachsene finden gelegentlich des Abends statt, wie man denn auch anderwärts Versuche gemacht hat, Singspiele und kleine Opern mit solchen Marionetten aufzuführen. Indessen sind das Modelaunen und Experimente, während das nahe und wieder raffiniert-primitive Wesen des Marionettentheaters als Hauptpublikum Kinder verlangt, und zwar von den jüngsten Jahrgängen an, die eben sinngemäß sprechen gelernt haben, bis hinauf zu dem Alter, wo die natürliche Unsicherheit verschwindet und die Probleme des Lebens den Menschen zur Steifheit reifen lassen. Und wer als Kind die bunte Welt der Marionetten mit ihrem immer neuen Leben hat auf sich wirken lassen, der wird niemals an dem Geist des kinematographischen Scheinlebens Gefallen finden.

R. F.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Das Grundstück ist, wie der Name wahrlich mit genügender Deutlichkeit sagt, ein Stück Grund, eine Bodenfläche. Aber in der Berliner Zeitungen ist das anders. Hier werden nicht nur Grundstücke unter den Linden zu 44 000 Mark der Gebiermeter verkauft, was wenigstens sprachlich einwandfrei ist, aber hier haben die Grundstücke nicht nur einen Flächeninhalt, sondern auch Geschosse und der Polizeibericht meldet öfter, daß Verbrecher in das dritte Stockwerk eines Grundstücks geflüchtet seien. Ja, sogar ganz zahlungsfähige Leute, die man nie als Obdachlose zu sehen vermeynt hätte, werden da als in Grundstücken wohnend angeführt, als ob sie Feldmäuse wären. Also merke: ein Grundstück ist allemal ein Grundstück und was darauf gebaut ist, das heißt — errätst Du's wohl? — ein Gebäude, ein Haus!

Straßenbahndeutsch. Nach einer Belannmachung in den Elektrischen können Zeitkarten und Wertmarken an bestimmter Stelle — abgelaugt werden. Unglaublich!

Gaushwirtschaft.

Etwas über Rüsse. Die in den verschiedenen Nuharten enthaltenen Nährstoffe sind in ihrer chemischen Zusammensetzung, in ihrem Nährwert und ihrer Nuhwendung für den Körper dem Fleisch fast völlig gleich. Zum Beispiel entspricht die Zusammensetzung des fetten Specks nahezu der der Mandel. Also wenn bleiben, abgekehrten Personen verordnet wird, recht viel Speck zu essen, so sollten sie besser recht viel Mandeln genießen, in denen anstatt freien Fettes sich solches in einem Zustand der natürlichen Emulsion befindet, das sofort verdaut werden kann, ohne daß man besüchten muß, die Verdauung irgend einer anderen Speise zu hindern.

Sämtliche Nuharten sind auch an Citweißgehalt reich, so daß im

Durchschnitt ein Pfund Nüsse gerade so viel davon enthält, wie ein Pfund mageres Schenfleisch. Hinzu kommt noch eine beträchtliche Menge anderer im Fleische nicht enthaltener Bestandteile. Kürzlich veröffentlichte Dr. med. Kellogg eine chemische Analyse über die Nüsse, wonach die Haselnuß 89 Proz., die Walnuß 88 Proz., die süße Mandel 87 Proz., die Kokosnuß 51 Proz. Nahrungstoff für den Menschen enthält, während das beste Rindfleisch nur 29 Proz. enthalte, und er hebt hervor, daß in der Nuß alle Bestandteile enthalten sind, die zum Aufbau und zur Erhaltung unseres Körpers erforderlich seien.

Von allen Nährstoffen ist neben Eiweiß das Fett der wichtigste. Wir können bedeutend besser ohne Stärke als ohne Fett leben, da eben das Fett die Stärke vollkommen ersetzt, während letztere das Fett nicht völlig ersetzen kann. Die vegetarische Diät ist im allgemeinen zu arm an Fett. In den Nüssen wird nun der vollkommene Ersatz für alle Arten Fett geboten. Eine Ernährung von Obst, Körnerfrüchten und Nüssen bildet eine vollkommene Diät. Die Nüsse besitzen ferner den Vorteil, die Darmtätigkeit anzuregen. Weiter regen auch alle Arten Nussfett die Leber an und fördern den Verdauungsprozeß. Personen, die an trockener Haut, Abmagerung und zehrenden Krankheiten leiden, finden, daß sich ihr Zustand bei Annahme der Nussdiät bessert.

Der Haupteinwand, der gegen den Genuß von Nüssen erhoben wird, ist die Schwierigkeit beim Kauen, um sie dadurch richtig für die Verdauung vorzubereiten. Nur infolge dieses Umstandes gelang es nicht, den hohen Nährwert der Nüsse in genügendem Maße auszunutzen. Es dauerte recht lange, bis man ihre richtige Zubereitung in leichtverdaulicher Weise entdeckte. Heutzutage gibt es nun Nussnahrungsmittel, die dem Fleisch so ähnlich sind, wie man nur wünschen kann. Manchem sind sie infolge der ihnen eigenen Feinheit und Reinheit ein Hochgenuß.

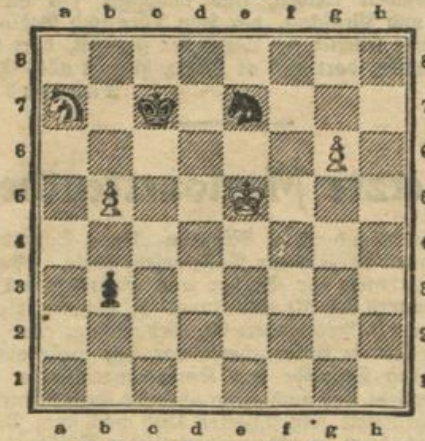
Uebrigens dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß die Junft der Nahrungsmittelverfälscher selbst ein so natürliches Nahrungsmittel wie die Nuß nicht verschont hat. Eine sehr interessante Feststellung ist in dieser Hinsicht vom Nahrungsmitteluntersuchungsamt der Stadt Berlin bei der Untersuchung von Walnüssen gemacht worden. Es wurde ermittelt, daß große Mengen der gegenwärtig im Handel befindlichen Walnüsse vorjähriger Ernte stark gewässert sind. Der Wassergehalt betrug 35—50 Proz., während ungewässerte Walnüsse des vorigen Jahres nur etwa 10 Proz. Wasser besitzen. Der Grund zu dieser Fälschung liegt auf der Hand: da die Walnüsse nach Gewicht verkauft werden, so soll das Gewicht durch den Wasserzutat erhöht werden. Beim Kauf eines einzelnen Pfundes Nüsse ist diese Gewichtserhöhung wenig merkbar; es handelt sich für den Käufer nur um einen Unterschied weniger Nüsse. Der Verkäufer jedoch hat durch die Wässerung beim Verkauf eines Zentners Nüsse einen ganz erheblichen Gewinn. Da aber gewässerte Nüsse vorzeitig in Fäulnis übergehen, so ist beim Einkauf von Walnüssen die größte Vorsicht geboten. Ungewässerte Nüsse haben eine helle trockene Schale, gewässerte Nüsse dagegen eine dunkle Schale, besonders in den Vertiefungen und Nissen. Die Schalenhälften haften bei diesen Nüssen nur lose aufeinander, der Kern ist weich und meist in Schimmel gebettet; er hat einen muffigen öartigen Geschmack und erregt Uebelkeit und Magenbeschwerden.

Völkerrunde.

Das japanische Nymphendorf. An der vom Großen Ozean bespülten Küste Japans liegt seit mehr als einem Jahrtausend eine Ansiedelung, die schlechtlich als einzigartig auf der ganzen Erde bezeichnet werden kann. Es ist ein echtes Weibendorf, in dem die Männer eine ganz geringfügige Rolle spielen. Die Frauen sind dort nicht nur die Häupter der Familien, sondern sorgen auch für deren ganzen Unterhalt. Sie werden von den Japanern selbst Nymphen genannt, weil ihr Gewerbe darin besteht, in der Nacht von Schima, an der das Dorf gelegen ist, nach Perlen zu tauchen. Diese Frauen verbringen bis zu zehn Stunden täglich im Wasser, im Winter zwar nicht ganz so lange, aber immerhin zwei bis drei Stunden. Sie sind im Tauchen so geübt, daß sie zwei und manchmal sogar drei Minuten unter Wasser verharren können. Mit dieser mühsamen und anstrengenden Arbeit ist ihre Tätigkeit aber nicht zu Ende, sondern wenn sie aus den Fluten ans Ufer gestiegen sind, beginnt ihre Sorge für den Hausstand und die Kinder. Die Männer betreiben dafür den ganzen Tag das angenehme Geschäft des Mühlengangs. Ihr einziger Nachteil besteht darin, daß sie nach gerechtem Maß, also sehr wenig geachtet werden. So wird denn auch die Geburt eines Knaben als ein Unglück betrachtet, die eines Mädchens dagegen mit großer Freude begrüßt und gefeiert. Die jungen „Nymphen“ werden schon vom vierten Lebensjahre an mit dem nassen Element vertraut gemacht und müssen das Schwimmen und Tauchen eifrig üben, damit sie schon mit dem dreizehnten Jahre in das Geschäft eintreten können. Sie erarbeiten sich dann zunächst ihre Mitgift. Die Männer von Schima sehen daher beim Heiraten auch weniger auf die Schönheit ihrer Zukünftigen als auf den Grad ihrer Geschicklichkeit im Tauchen. Die Frauen betreiben das Gewerbe ungefähr bis zum vierzigsten Jahre. Dann sind sie gewöhnlich auch bereits Großmütter geworden und dürfen sich nun ausschließlich der Kinderpflege widmen. Die Männer werden in dem Hausstand nur als Bediente betrachtet und danach behandelt.

Schach.

Unter Leitung von S. Klavin.
Bilkenente.



Weiß am Zuge macht Remis.

Lösung. 1. b6j, Kx66 (Konst Sa7—b5—a3—b1) 2. Sc8j, SxS; 3. Kc6l, b2; 4. g7, b1D; 5. g8D, Da2j; 6. Kd7, DxD, Pat.

Das Handbuch des Schachspiels von P. R. von Bilgner ist seit jeher die bedeutendste Erscheinung der gesamten Schachliteratur gewesen. Mit Ausnahme des Problemwezens stellte das umfangreiche Werk, das seit seiner ersten Herausgabe durch Heydebrand v. d. Lasa (Vater des Führers der Konserverativen) vor mehr als 80 Jahren bis jetzt sieben Auflagen genossen hat, ein lückenloses Kompendium der gesamten Schachwissenschaft dar, das trotz seines hohen Preises (etwa 30 M., in fast keiner Bibliothek eines Schachvereins fehlte. Für schwächere Spieler und Anfänger, also für die große Masse von Schachfreunden diente seine Bestimmungen über die elementaren Spielgesetze Generationen hindurch als ausschlaggebender Wegweiser in allen den zahlreichen Fällen, in denen zwischen zwei Partnern Meinungsverschiedenheiten über die Spielregel auftauchten. Dieser Teil des kurzweg „Bilgner“ genannten Buches hatte also die ganz besonders wichtige Bedeutung einer allgemein anerkannten Autorität, so daß z. B. fast sämtliche Turnier- oder Match-Bedingungen (auch in den Schachclubs abhängende Spielregelreglements und sogar Satzungen von Schachinstitutionen) einen Passus enthielten, der auf den „Bilgner“ als maßgebende Quelle bei Beurteilung streitiger Fälle hinwies.

Die ganz vor kurzem erschienene erste Lieferung der achten Auflage (Weit u. Co., Leipzig, 240 M.), die u. a. die erwähnten wichtigsten Kapitel enthält, scheint auf die geächtete historisch autoritative Stellung zu verzichten, indem sie teilweise durch ungenaue oder mißverständliche Formulierungen, teilweise durch wissenschaftliche Abweichungen von bestehenden Bestimmungen Spielregeln aufstellt, die mit der bestehenden Praxis sich keineswegs decken und besonders für schwächere Spieler schwer irreführend sind! Weil unsere Schachhalle nicht nur für Kenner, sondern auch für die große Masse bestimmt ist, fühlen wir uns veranlaßt, nachstehend nur einige, direkt schreiende Beispiele zur Warnung der minder geübten Schachfreunde zu zitieren.

1. „Mat“ soll nach dem achten Bilgner schon dann eintreten, wenn der angegriffene K „weder ausweichen, noch den schachbietenden Stein“ (1. ? . . .) „schlagen, noch etwas vorziehen kann.“ In Wirklichkeit aber gehört zum „Mat“ noch außerdem (!) die Bedingung, daß der schachbietende Stein nicht nur nicht vom angegriffenen K „selbst“, sondern auch von keinem (!) anderen Stein geschlagen werden könnte. 2. „Remis“ soll angeblich schon dann eintreten, „wenn beide Parteien gleiche Figuren, zum Beispiel D + T oder L + S, behalten, die beide in stände sind, sich zu erhalten.“ . . . In Wirklichkeit aber erfolgt hiermit noch keineswegs „Remis“, sondern beide sind berechtigt, weiter zu spielen oder die Abzählung der 50 Züge zu beantragen und falls dann, nach weiterem Spiel also (!), keiner gewinnt, so wird (!) die Partie eventuell (!) erst „Remis“. . . . 3. Eine behufs Remis beantragte Abzählung von 50 Zügen soll angeblich „nur bei einer Veränderung im Bestände (!) der Steine, also nur bei Schlagsfällen oder Bauernumwandlungen unterbrochen werden.“ . . . In Wirklichkeit aber tritt eine Unterbrechung der Serie außerdem (!) auch mit jedem Zuge (!) eines Bauern (!) ein. . . . 4. Die achte Auflage des „Bilgner“ hält die sogenannten „Strafzüge des Königs und die Geltendmachung unmöglicher Züge nach Verleßen des Gegners“ vollaufrecht und erwähnt nicht (!) einmal, daß diese Barbareien laut formellem, in allen Schachkalendern und Schachzeitungen veröffentlichtem Beschluß des Düsseldorf Kongresses schon seit dem 2. August 1908 für sämtliche Turniere des Deutschen Schachbundes endgültig abgeschafft sind.

Aus Raumrücksichten verzichten wir darauf, zahllose andere Versehen und Irrtümer zu zitieren.